

Zitierhinweis

Carl, Horst: Rezension über: Beatrice Heuser (ed.), *Small Wars and Insurgencies in Theory and Practice, 1500–1850*, London ; New York: Routledge, 2016, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 46 (2019), 2, S. 346–348, DOI: 10.15463/rec.29359219



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a–63a UrhG) zulässig.

wissen, aus welchen Gründen die Richter ganz bestimmte Entscheidungen getroffen hatten. Für den Bereich des Alten Reiches bietet Anja Amend-Traut eine sehr hilfreiche Typologie am Beispiel des Reichskammergerichts. Sie unterscheidet innere und äußere Justizkontrolle. Zur äußeren Kontrolle gehörten direkte Eingriffe des Kaisers, die freilich politisch und rechtlich auf große Ablehnung stießen. An den Visitationen wie auch an der Präsentation der Assessoren waren maßgeblich die Reichsstände beteiligt. Und mit bestimmten außerordentlichen Rechtsbehelfen war es sogar möglich, Fälle aus der obersten Gerichtsbarkeit vor den Reichstag zu ziehen (sogenannter *recursus ad comitia*). Die interne Kontrolle bestand mehrfach im Erlass untergesetzlicher Normen, etwa in Form Gemeiner Bescheide oder sogenannter Senatsschlüsse. Das Gericht kündigte hiermit an, wie es in Zukunft bestimmte streitige Fragen oder Probleme lösen wollte. Eine sehr ähnliche Beobachtung steuert John Ford für Schottland bei. Üblicherweise folgte das College of Justice seinem eigenen Prozessrecht. Bei größeren rechtspolitischen Auseinandersetzungen nahmen dagegen die Gesetzgebungsaktivitäten des Parlaments deutlich zu. Von hier aus lässt sich fragen, ob und in welcher Weise auch Gesetzgebung in abstrakt-genereller Weise die oberste Gerichtsbarkeit kontrollieren kann.

Denkanstöße bieten die versammelten Aufsätze also in großer Zahl. Eine stärkere zeitliche und inhaltliche Straffung hätte dem Band allerdings eine überzeugendere Durchschlagskraft verliehen. Justizkontrolle in der Frühen Neuzeit wirft Fragen nach den Vorformen von Rechtsstaatlichkeit und Gewaltenteilung auf und führt damit mitten hinein in die Entstehung des modernen Staates. Die damit verbundenen Fragen sind noch längst nicht beantwortet. Die Herausgeber kündigen deswegen an, dass ein großer angelegter europäischer Vergleich noch folgen soll. Der Sammelband aus Berlin und Granada dient ihnen hierbei als Vorstudie für ein großer angelegtes Projekt. Insofern darf man auf die Fortsetzung gespannt sein.

Peter Oestmann, Münster

Heuser, Beatrice (Hrsg.), *Small Wars and Insurgencies in Theory and Practice, 1500–1850*, London / New York 2016, Routledge, XII u. 219 S., £ 29,95.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes gehen auf eine internationale Tagung zurück, die 2013 im National Army Museum in Chelsea/London stattfand. Der Titel dieser Tagung, „The Origins of Small Wars: From Special Operations to Ideological Insurgencies“, legte noch eine historische Abfolge nahe, die offenbar die einzelnen Beiträge so nicht bestätigt haben. Der Titel des Sammelbandes ist demgegenüber neutraler, wenn er Kleine Kriege und ideologisch motivierte Guerillakriege stärker parallelisiert. Als eine Wurzel des Kleinen Krieges identifizierten schon die (meist französischen) Kriegstheoretiker des 18. Jahrhunderts das Agieren von „special forces“, die in kleinen Gruppen jenseits des großen Krieges der Schlachten und Belagerungen agierten und mittels Überfällen und Raids dem Feind Schaden zufügen sollten, indem sie beispielsweise den Nachschub unterbrachen, in Feindesland Vieh stahlen oder Brandschatzungen eintrieben. Gerade im 17. und 18. Jahrhundert gab es dafür durchaus berühmte Spezialisten wie die Kroaten oder im Dreißigjährigen Krieg auch die Finnen. Im französischen Sprachgebrauch bürgerte sich seit dem 17. Jahrhundert der Begriff des „partisan“ als Führer einer „partie“ ein. Solcher zunehmend als irregulär diskreditierter Kriesspraktiken bedienten sich jedoch auch aufständische Untertanen; diese „insurgencies“ kulminierten schließlich in den Aufständen gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich und wurden mit dem epochalen spanischen Aufstand nach 1808 als „guerilla“ zum Synonym für den Kleinen Krieg. So hilfreich eine solche Unterscheidung zwischen „special forces“ und „insurgency“ für

analytische Zwecke sein mag, so zeigen doch gerade die eher an der Kriegspraxis interessierten Beiträge des Bandes, dass die Übergänge zwischen diesen beiden Formen des Kleinen Krieges schon in der frühen Neuzeit fließend waren.

Die beiden dem 16. und 17. Jahrhundert gewidmeten Beiträge leiden ein wenig darunter, dass sie im Lichte der Theoretiker des 18. Jahrhunderts, vor allem der grundlegenden Werke Grandmaisons eine Vorgeschichte des Kleinen Krieges liefern wollen. Benjamin Deruelle geht der Frage nach, warum der Kleine Krieg für die Theoretiker der Renaissance und des 17. Jahrhunderts nicht theoriefähig war. Dazu hätten sie sich von der antiken Tradition und der Norm der Disziplin entfernen müssen, und dass sie dazu wenig bereit waren, lässt sich auch im deutschen oder englischen Kontext aufweisen. Dass man andere Quellen, zum Beispiel literarische, konsultieren muss, um zeitgenössische Diskurse über den Kleinen Krieg zu rekonstruieren, hat die Militärgeschichte auch in anderen Kontexten, etwa im Hinblick auf die Geschichte der Landsknechte, mit Erfolg vorexerziert. Dass aber ausgerechnet im 16. Jahrhundert die Wurzeln des Kleinen Krieges zu suchen seien, leuchtet nicht recht ein: Die von den Autoren beschriebenen Praktiken entsprechen den gängigen Fehdepraktiken im Reich bis hin zur positiven sozialen Konnotation der damit einhergehenden Gewaltpertinenz im Adel. Auf den Begriff gebracht wurden sie nicht als „Kleiner“, sondern als „Täglicher“ Krieg, dessen Praktiken und Taktiken dann auch bruchlos Bestandteile größerer Kriegshandlungen werden konnten. Bertrand Fonck und George Satterfield widmen sich den Kriegen Ludwigs XIV., namentlich dem Pfälzer Erbfolgekrieg, und belegen, dass der Kleine Krieg in dem Maße beobachtungs- und reflexionswürdig wurde, in dem er in Distanz zum regulierten und auch bürokratisierten Kriegsgeschehen der expandierenden staatlichen Heere geriet.

Der Schwerpunkt des Bandes liegt auf der Phase ab der Französischen Revolution. Alan Forrest zeigt am Beispiel des Vendée-Aufstands, dass der Kleine Krieg der Insurgenten vor allem der Propaganda ihrer revolutionären Gegner entsprang, die damit die Aufständischen diskreditieren und die eigenen Grenzüberschreitungen traditioneller Kriegführung rechtfertigen wollten. Martin Rinck zeichnet noch einmal die begrenzten Dimensionen eines Volks- bzw. Guerillakriegs in Deutschland während der Befreiungskriege nach. Während ein eigener Beitrag zu Napoleons Russlandfeldzug fehlt, der sicherlich die wirkungsvollste Symbiose von Kleinem Krieg mittels spezialisierter Truppen (Kosaken) und Volksaufstand gewesen ist, widmen sich zwei Beiträge dem spanischen Kriegsschauplatz. Gerade sie räumen mit lieb gewonnenen und wirkmächtigen Mythen auf: Charles Esdaile zeigt, dass die Grenzen zwischen Guerilla und regulären Armeeeinheiten auf spanischer Seite stets fließend waren und dass auch hier die Guerilla sich nur bedingt aus den taktischen und strategischen Kontexten einer übergeordneten Kriegführung löste. Am überraschendsten ist vielleicht der Beitrag von Mark Lawrence zur Kontinuität der antinapoleonischen Guerilla bis zu den Karlistenkriegen der 1830er Jahre, deren Blutzoll kaum geringer war. Einige derjenigen Guerillaführer, die gegen Napoleon gekämpft hatten, fanden sich nun auf der Seite der Staatsmacht wieder bei deren Versuch, die Guerilla zu unterdrücken. Guerilla hatte folglich nichts mit revolutionären („linken“) Ideologien zu tun, sie war geradezu unideologisch. Am ehesten noch bestimmten lokale Antagonismen oder der übergreifende Gegensatz zwischen Stadt und Land die Konfliktlinien. Ergänzt wird der Band durch drei Beiträge der Herausgeberin, von denen zwei bereits anderweitig erschienen sind. Letztere widmen sich den zeitgenössischen Diskursen zum Kleinen Krieg im Umfeld von Clausewitz sowie dem Phänomen der Kriegsgräuelt in asymmetrischen Kriegen bis zur Gegenwart. Zur Leitfrage des Bandes tragen sie wenig bei.

Als Fazit dieses Sammelbands, dem eher Pioniercharakter zukommt als dass er eine vollständige Vermessung des Forschungsfelds vornehmen würde, lassen sich durchaus einige Schlüsse ziehen. Der Kleine Krieg gewann erst ein eigenständiges Profil, als der Krieg der großen Heere qualitativ und quantitativ ein immer stärkeres Eigengewicht erhielt. Der Kleine Krieg aber blieb – egal ob in Form der Kommandounternehmen oder in Form des Volksaufstands – auf den großen Krieg bezogen, von dem er sich nicht wirklich emanzipierte. Das dekonstruiert zum einen Mythen des Partisanenkriegs, die noch im 20. Jahrhundert die Historiographie geleitet haben, zeigt zum anderen aber auch, dass gerade für die früheren Jahrhunderte noch erheblicher Forschungsbedarf besteht, denn hier bleibt der Band erkennbar defizitär. Er könnte für aktuelle Fragen durchaus weiterführen: Wenn der „Tägliche“ oder „Kleine Krieg“ Bestandteil des großen Krieges war, macht eine qualitative Unterscheidung zwischen Krieg und Fehde, wie sie in der Mittelalterforschung intensiv diskutiert wird, wenig Sinn: Sie waren zwei Seiten einer Medaille.

Horst Carl, Gießen

Koopmans, Joop W., Early Modern Media and the News in Europe. Perspectives from the Dutch Angle (Library of the Written Word, 70; The Handpress World, 54), Leiden / Boston 2018, Brill, XVII u. 361 S. / Abb., € 140,00.

Es ist Brauch, dass verdiente Gelehrte im Zuge der Annäherung an das Ruhestandsalter ihre wichtigsten Aufsätze in einer Anthologie zusammenstellen und dem Fachpublikum nochmals zur Lektüre anbieten. Diesem Brauch folgt auch Joop Koopmans, Senior Lecturer an der Universität Groningen, obwohl noch nicht pensionierungsnah, wenn er 15 seiner Beiträge erneut auflagen lässt. Hinzu kommt allerdings, dass Koopmans zumeist in niederländischer Sprache geschrieben hat und der Brill-Verlag ihm die Gelegenheit bietet, alle Beiträge in englischer Diktion zu präsentieren. Die Vorgeschichte der einzelnen Artikel legt der Verfasser in seiner ausführlichen Einleitung dar. Der Rezensent, dem viele Koopmans-Untersuchungen seit langem bekannt sind, ist erstaunt und erfreut, doch noch den ein oder anderen neuen Text zu lesen, den er selbst zuvor nicht hat aufstöbern können.

Inhaltlich begründet sich der Sammelband zudem dadurch, dass Koopmans einen markanten Forschungsschwerpunkt auf die Medien- und Kommunikationsgeschichte der Frühaufklärung gelegt und dabei ausgiebig aus der niederländischen Zeitschrift „Europische Mercurius“ (1690–1739, fortgesetzt als „Nederlandsch Gedenkboek of Europische Mercurius“, 1740–1756) geschöpft hat. Koopmans charakterisiert den „Mercurius“ als „newsbook“ oder auch „news digest“, Begriffe, für die es keine etablierten deutschen Pendanten gibt. Jedenfalls handelt es sich um eine Halbjahrschrift, die ähnlich den deutschen „Messrelationen“ die Begebenheiten ihres Berichtszeitraums darstellt, wobei sie eine innere Gliederung nach Berichtsmonaten aufweist. Zwar betrieben die – zumeist leider nicht namentlich bekannten – Redakteure kein aufklärerisch-kritisches Raisonement über das Zeitgeschehen, was sie aber nicht davon abhielt, an etlichen Stellen Bewertungen oder mindestens wertende Anmerkungen einfließen zu lassen.

In mehreren Aufsätzen dieses Bandes steht das Periodikum ausdrücklich im Titel, etwa im Zusammenhang mit der Präsentation von Neuigkeiten im Allgemeinen, mit dem Bild der ersten drei preußischen Könige oder mit Titelgraphiken sowie mit einem ihrer Hersteller, Jan Goeree. „Storehouses of the News“ führt in die allgemeine Mediengeschichte der Frühmoderne in Westeuropa ein.